

Tagung Museumsverband Baden-Württemberg e.V.
„Universität und Museum“
18./19. November 2011, Tübingen

Dr. Michael Hütt, Präsident des Museumsverbands Baden-Württemberg e.V.

Museumsakademie.

Der institutionalisierte Dialog von Theorie und Praxis

Geschichte

Die Geschichte der Beziehungen zwischen Museen und den klassischen museumsrelevanten Fächern, als da sind: Kunstgeschichte, Archäologie, Volkskunde, Ethnologie und Naturkunde, ist die Geschichte eines langsamen aber recht stetigen Auseinanderlebens. Dabei war der Anfang für beide Seiten überaus verheißungsvoll: Die neuen geisteswissenschaftlichen Fächer entstanden vor ihrer Karriere an den Universitäten in Museen als Instituten der Sammlung, Ordnung und Klassifizierung, für das die Naturkunde das Paradigma vorgab.

Für die Kunstgeschichte als meine wissenschaftliche Heimat galt einmal: Lernen und Lehren fand im Museum statt, Museums- und Fachwissenschaft fielen in eins. Der Dresdner Holbeinstreit zum Beispiel, also die Frage ob die Dresdner oder die damals in Darmstadt aufbewahrte Version der Madonna des Bürgermeisters Meyer das Original sei, wurde 1871 durch einen Vergleich beider im Rahmen einer eigens veranstalteten, vom breiten Publikum wie von den Experten gleichermaßen genutzten Ausstellung gelöst.

Die Kunst wurde im Museum zur Stilgeschichte. Die Klassifikation in Zeitepochen, Kunstlandschaften und Nationalstile, in Hauptwerke und Kleinmeister entsprach der differenzierten Raumabfolge ihrer Präsentation im Museumsgebäude und umgekehrt. Das Museum war der Ort, an dem die junge Wissenschaft sich selbst fand. Die Theoriebildung fiel mit der Praxis der Ausstellung zusammen. Das hat sich in Grundzügen bis in die 1990er Jahre gehalten, aber solche Museen wie die Gemäldegalerie am Kulturforum in Berlin sind heute fast leer.

Schon Herman Grimm, Ordinarius für Kunstgeschichte in Berlin, nutzte das „Skioptikon“, um in seinen Vorlesungen Fotos von Kunstwerken zeigen zu können. Erst die Reproduktion hat der Stilgeschichte als „Kunstgeschichte ohne Namen“ bei Wölfflin um 1900 wirklich zum Sieg verholfen. Seitdem ist das Museum nicht mehr der Hauptort der Forschung. Die technische Reproduzierbarkeit von Kunstwerken hob deren Angewiesenheit auf einen Ort auf, an denen sie aufbewahrt werden und in einem festen räumlichen Kontext zu anderen Werken stehen. Nur zu gerne verwechselten KunsthistorikerInnen in der Folgezeit das materielle Artefakt mit seiner Reproduktion. Seither wird in der universitären Kunstgeschichte fast nur noch über frei verfügbare Abbilder und nicht mehr über Realien gehandelt. Das Übersehen der

materialen Dimension ihrer Gegenstände führte zur Konstruktion einer reinen Geistesgeschichte der Kunst, der prinzipiellen Gleichrangigkeit von Bildender Kunst (sowie Literatur und Musik) und „Ideen“. Damit endgültig aufgenommen in den Kanon der freien Wissenschaften, konnte die Kunstgeschichte das Museum scheinbar stolz hinter sich lassen.

Mit der Lockerung der gegenseitigen Bedingtheit von dingbezogener Fachwissenschaft und Museum wurden Museen und Ausstellungen einerseits (wieder) ein populäres Vermittlungsmedium unter vielen und andererseits offen für Inhalte, die nicht an die im Museum aufbewahrten Dinge gebunden waren, sondern aus eigentlich museumsfernen Wissenschaftsdisziplinen kamen, z.B. der Geschichtswissenschaft. Als Medien in Konkurrenz mit anderen brauchen sie Publikumsorientierung, Besucherforschung, Marketing usw. Als Vermittlungsinstanzen brauchen sie Didaktik.

Gegenwart

Dieser kurze, zugespitzte Überblick über die Geschichte des Verhältnisses zwischen akademischen Wissenschaften und der Institution Museum sollte helfen zu klären, wo wir heute stehen. Kein Wunder ist vor diesem Hintergrund, dass das Museum heute in der Regel wenn nicht als Unterhaltungsmedium so im besten Fall als Vermittlungsinstanz betrachtet wird, als Medium des public understanding of science and humanities = „push“.

Wollen Universitäten heute die Achse Universität und Museum stärken, so erfinden sie in der Regel neue Aufbaustudiengänge und / oder ergänzen Fachwissenschaftliches durch Zusatzqualifikationen, wie dies z.B. der Studiengang „Museumsmanagement“ an der FU Berlin durchaus erfolgreich dokumentiert. Dabei stehen oft "Querschnittsaufgaben", die zur Übernahme von Leitungsfunktionen befähigen, im Vordergrund.

Das war und ist ungeheuer wichtig und hat unbedingt seine Existenzberechtigung. Ich habe allerdings nicht den Eindruck, dass es dergleichen noch mehr geben muss. Kümmern sollten wir uns hingegen um die Museumswissenschaft(en). Denn das wissenschaftliche Potential der Museumsleute liegt heute vielerorts brach, dient nur noch als Voraussetzung für die Stellenbesetzung, um danach nicht mehr gebraucht zu werden. Die Gesellschaft verschwendet hier das Geld, das sie in die jahrzehntelange wissenschaftliche Qualifikation gesteckt hat. Wenn wir ehrlich sind, stellen wir mit einer solchen Praxis auch unsere tarifliche Eingruppierung in Frage und arbeiten den sehr starken Kräften zu, die der Meinung sind, dass Museen grundsätzlich keine wissenschaftlichen Institutionen sind und deshalb EG 9 für die Leitung vollkommen genüge.

Eine genauere Betrachtung der gegenwärtigen Museumslandschaft offenbart jedoch nach wie vor ein breites Spektrum an Forschung in Museen. Bewundernswert finde ich das robuste Wissenschaftssystem der Archäologien mit ihrem kontinuierlichen

Erkenntnisfortschritt auf dem Weg des Objekts aus der Erde ins Depot. Sondierung, Grabung, Restaurierung und Bewahrung bilden einen Zusammenhang, außerhalb dessen keine Erkenntnis möglich ist. Und da hier eine Fülle von hochspezialisierten naturwissenschaftlichen Untersuchungsmethoden und -apparaten zur Anwendung kommt, ist die öffentliche Anerkennung des Faches und seiner Museen als wissenschaftlicher Institutionen sicher. Ernst Pernicka hat mit seiner Vorstellung archäometrischer Untersuchungsmethoden und –erfolge im Rahmen der Tagung eindruckliche Beispiele dafür gegeben. Bezeichnend ist weiterhin, dass die Vernetzung zwischen den universitären Vertretern des Faches und denen in Denkmalpflege und Museum sehr eng ist.

Naturkundliche Museen sind bis heute klassifizierende Forschungsstätten und sie inszenieren sich auch so, wie der Blick in das 2010 eröffnete neue Depot der Alkoholpräparate im Berliner Naturkundemuseum zeigt, das in den Museumsrundgang einbezogen ist. Bei ihnen gab es, wenn ich das aus der Entfernung richtig sehe, keinen historischen Bruch zwischen Theorie und Praxis des Sammelns, Präparierens, Bewahrens und Beschreibens. Über den daraus folgenden selbstverständlichen und unbestreitbaren Forschungsbezug hat Johanna Eder referiert.

In der Kunstgeschichte ist die Beziehung zwischen Universität und Museum vor gut zehn Jahren von Horst Bredekamp grandios wieder intensiviert worden mit seinen wissenschafts- und universitätsgeschichtlichen Forschungen, die unter anderem in die Ausstellung „Theater der Natur und Kunst“ im Gropiusbau 2000 mündeten. Für die aktuellen Projekte der Universitäten zur Wiederentdeckung und Wiederzugänglichmachung der eigenen Sammlungen, wie in Tübingen von Ernst Seidl vorgestellt, war dies ein wichtiger Impuls.

Wie die Geschichte der Museen und Sammlungen zeigt, waren sie statt einer gar nicht so intensiven Bindung an die jeweiligen Fachwissenschaften vielmehr immer auch öffentliche Orte der (Selbst-) Repräsentation ihrer gesellschaftlichen Trägerschichten. In ihnen wurde und wird definiert, ausprobiert und eingeübt, was unter Kultur (und Natur) zu verstehen ist, wer dazugehört und wer nicht, was wechselseitig individuelle und kollektive Identität ausmacht. Diese gesellschaftlichen Funktionen der Institution Museum sind womöglich wichtiger und vor allem weit komplexer als ihre rein fachlichen Vermittlungsaufgaben.

Jeder gesellschaftliche Wandel macht deshalb nicht nur nicht vor den Museen halt, sie sind vielmehr eine der wichtigsten gesellschaftlichen Institutionen, an denen dieser Wandel stattfindet. Die Geschichte der Museen ist voll von Beispielen dafür, wozu in jüngster Zeit die Öffnung für breitere Bevölkerungsschichten als klassisch bildungsbürgerliche ebenso gehört wie Trends zur Kommerzialisierung – um hier nur Stichworte zu nennen.

Aktuell stellt die endlich gesellschaftlich fußfassende Vorstellung von Interkulturalität besonders völkerkundliche und regionalgeschichtliche Museen vor die große

Herausforderung einer grundsätzlichen Neubefragung ihrer Bestände, anhand derer bisher eher aus- und abgrenzend das Eigene gegen das Fremde definiert wurde. Strategien der Anerkennung von bisher nicht im Museum präsenten Bevölkerungsgruppen sind gefragt, Rituale und Objekte der Differenz, die Thematisierung der für Urbanität kennzeichnenden Grunderfahrung von Alterität und Fremdheit in einer realen, lebensweltlichen Perspektive.¹ Die fachwissenschaftliche Theorie ist dazu in den Kulturwissenschaften bereits weit entwickelt.

Wenn die Annahme der aktiven Rolle der Institution Museum bei der Aushandlung gesellschaftlicher Leitbilder stimmt, so gilt: Gelingt dieser Perspektivwechsel im Museum, so kann er auch gesamtgesellschaftlich gelingen. Drei Indizien halte ich aktuell jedoch für unübersehbar und ich finde, es ist hohe Zeit, sie endlich ernst zu nehmen. Erstens das deutliche Gefühl der Überforderung mit der Aufgabe der Neuausrichtung des unter anderen Vorzeichen Gesammelten, wie es manche Museumsmacher in Tagungsdiskussionen immer wieder äußern. Zweitens die oft inhaltlich wie präsentationstechnisch etwas enttäuschenden konkreten Projekte, die versuchen, hehre theoretische Ansätze in die museale Praxis zu übersetzen und die dann wieder von der Wissenschaft müde belächelt werden. Drittens die erschreckend geringe Resonanz, die sie bei den so durch Anerkennung von Alterität beglückten Zielgruppen finden.

Zukunft

Genau hier liegt mein wichtigster Ansatzpunkt für die Überlegung, dass wir so etwas wie eine „Museumsakademie“ brauchen könnten: ein wie auch immer gearteter Rahmen, der Theorie und Praxis weit besser, weit intensiver und weit langfristiger angelegt miteinander verbindet, um gemeinsam die gesamtgesellschaftlich wie museumswissenschaftlich ungemein wichtigen Herausforderungen stemmen zu können. Gottfried Fliedl hat, wie ich finde, im Rahmen der Tagung mit seinen Überlegungen zur grundsätzlichen Notwendigkeit der Reflexion über das Museum den Bezugsrahmen dafür definiert. Sein Beitrag hilft vor allem zu differenzieren zwischen allgemein fachwissenschaftlicher Bearbeitung von Museumsbeständen, die durchaus blind für die gesellschaftlichen Funktionen der Institution Museum sein können, und spezifisch museumswissenschaftlichen Ansätzen aus den verschiedenen Fachdisziplinen. Gerade weil letztere nicht gerade im Zentrum der fachwissenschaftlichen Agenden stehen, kann eine "Museumsakademie" Anreize zu intensiveren Beackering dieses Arbeitsfeldes bieten.

„Wissen & Museum“, von Bernhard Tschofen vorgestellt, ist ein eindrückliches Pilotprojekt, das in die Richtung einer möglichen Organisationsform des Dialogs von Theorie und Praxis zielt. Diese Kooperation von Forschungs-, Ausbildungs- und

¹ Vgl. die hier nur als Beispiel aus einer Fülle ähnlicher Positionen ausgewählte Argumentation bei: Korff, Gottfried: Die Dynamisierung des Stillgestellten. Sechs Bemerkungen zu einem neuen Trend, der das Stadtmuseum erfasst hat, in: Gemmeke, Claudia; Nentwig, Franziska (Hg.): Die Stadt und ihr Gedächtnis. Zur Zukunft der Stadtmuseen, Bielefeld 2011, S. 78-80.

Ausstellungsinstituten, eine enge, auf allen Konzeptions- und Realisierungsebenen miteinander verzahnte Zusammenarbeit von PraktikerInnen, TheoretikerInnen und weiteren Akteuren, mündend in eine experimentelle (Ausstellungs-)Praxis mit museumswissenschaftlichem Impetus, bildet den Idealfall, den es so oft wie möglich und mit so vielen verschiedenen Partnern sowohl auf der universitären wie der musealen Seite zu ermöglichen gilt.

Eine Museumsakademie wäre dabei zunächst als offenes Forum für Vortragsreihen, Seminare und Tagungen zu denken. Sie sollte Akteure aus möglichst allen Disziplinen zusammenführen und diesen Zusammenkünften den nötigen Rahmen und die nötige Verbindlichkeit geben. Es liegt an uns, das selbst zu organisieren, und ich möchte zu einem ernsthaften Nachdenken darüber aufrufen. Dazu braucht es in bescheidenem Maßstab Personal für die Organisation. Dazu braucht es einige Mittel für Projekte, Veranstaltungen und Veröffentlichungen. Dazu braucht es aber keinen überbordenden organisatorischen Aufwand.

Zentral ist für mich die Ermöglichung von Handlungsfreiräumen der in den Institutionen Beschäftigten. Das kann und sollte durch Personalfreistellungen geschehen, (Teil-) Sabbaticals für WissenschaftlerInnen an Museen halte ich für essentiell. Das kann und sollte durch die Finanzierung von NachwuchswissenschaftlerInnen geschehen, z.B. durch Volontariate mit Promotionsmöglichkeit oder Stipendien für Post-Volontäre. Das Förderprogramm „Forschung an Museen“ der Volkswagen-Stiftung, das Anita Auer und Gudrun König am Beispiel der Forschung zur Sammlung Oskar Spiegelhalter vorgestellt haben, halte ich hier für vorbildlich. Hier wäre die Förderung durch das Ministerium für Wissenschaft und Kunst, darüber hinaus auch durch weitere Förderer essentiell wichtig.

Um die Durchführung gemeinsamer Projekte, also einer Zusammenarbeit über längere Zeit an einem Thema zu ermöglichen, ist die regionale Begrenzung auf Baden-Württemberg realistisch. Baden-Württembergs reiche Museumslandschaft braucht eine eigene Institution auf diesem Gebiet. Die Kapazitäten sind hier vorhanden, das Institut, an dem wir tagten, ist der allerbeste Beweis dafür und die Tagung selbst hatte natürlich auch den Charakter einer Leistungsschau, die das enorme Potential an Forschung in Baden-Württemberg aufzeigen sollte.

Sage niemand, die vorhandenen Fördermöglichkeiten reichten aus: Das Franziskanermuseum Villingen-Schwenningen ist z.B. erst das zweite Museum aus Baden-Württemberg, das in den Genuss des seit drei Jahren bestehenden Programms der Volkswagen-Stiftung kommt. Die Veranstaltungen der Museumsakademie des Grazer Joanneums oder der Akademie in Wolfenbüttel sind angesichts der Fortbildungs- und Reisekosten-Etats der meisten öffentlichen Museen für viele unerreichbar.

Eine Museumsakademie wäre auch kulturpolitisch ein wichtiges Signal für alle Museumsträger. Einen ersten Pflock haben wir vonseiten des Museumsverbands mit

einigen wenigen Stichworten in die Kulturkonzeption des Landes „Kultur 2020“ einschlagen können. Es gilt, die Idee mit Leben zu füllen.